

Memoirs of Isi Kurzweil, born in Treuchtlingen, Germany, regarding his experiences as a British Army soldier from Mandatory Palestine who was taken captive during the war
<https://documents.yadvashem.org/index.html?language=en&search=global&strSearch=Kurzweil%20isi&GridItemId=6209083&TreeltemId=6209083>

Lebenslauf Isi Kurzweil

„Geboren wurde ich in Würzburg (Bayern) am 2.1.1918 als Sohn meiner lieben Mutter Lina Kurzweil. Mein Vater hieß Moritz Kurzweil und war Offizier in der K & k Armee, dies dürfte auch der Grund gewesen sein, dass wir bereits als Kinder eine gewisse militärische, wenn auch streng religiöse Erziehung bekamen. Nach dem Ersten Weltkrieg war mein lieber Vater Religionslehrer und Chasan in Mönchsroth, Bad Kissingen und zuletzt in Treuchtlingen, wo selbst ich auch die Volksschule und späterhin die Realschule in Weißenburg i./Bayern besuchte. Mit 15 Jahren nahmen mich meine Eltern aus der Schule und schickten mich nach Bratislava (CSR) [Geburtsstadt seines Vaters!], woselbst ich eineinhalb Jahre die Schule besuchte. Inzwischen war in Deutschland Hitler an die Macht gekommen, doch habe ich den ganzen Umsturz sozusagen nur in der Zeitung mitgemacht, da ich ein bis zweimal im Jahr auf 2-3 Wochen auf Ferien fuhr und man mich in meiner Heimat bereits nicht mehr kannte. So habe ich nicht viel von Hitlers Macht verspürt.

Mit 16 1/2 Jahren ging ich nach Enschede (Holland) wo ich 1 3/4 Jahre auf Hachschara war und dann ein Zertifikat für Palästina bekam. Vor meiner Abreise nach Palästina konnte ich nochmals nach Deutschland fahren, um mich von meinen lieben Eltern zu verabschieden. Es sollte in den zwei Tagen, die ich zu Hause war, das letzte Mal gewesen sein, dass ich mit meinen lieben Eltern und mit meinem jüngsten Bruder beisammen war. Doch greife ich vor.

Ich kam also mit 18 Jahren in das Land meiner Väter, von welchem ich bereits sehr viel gehört und gelesen hatte. Insbesondere auf der Hachschara, woselbst wir ja erzogen wurden mit dem Ziele Erez Israel, so dass ich also gut vorbereitet war. Ich ging nach Kfar Saba [ca. 15 km nordöstlich von Tel Aviv], das war im Jahre 1936 im Frühjahr in den Kibbuz Noar-Agudati. Also kam ich gerade in einer Zeit großer Unsicherheit hier im Lande an. Eine gewisse Ausbildung mit Feuerwaffen hatte ich bereits in Holland hinter mir, so dass ich also gewissermaßen vorbereitet war und mich gleich zur Verfügung stellen konnte. Inzwischen war das Jahr 1938 gekommen, und hier in der Zeitung kamen Meldungen von den unvorstellbaren Gräueltaten insbesondere an den Juden als auch anders gesinnten Deutschen. Meine lieben Eltern mussten inzwischen ihren Wohnsitz verlassen und siedelten nach Frankfurt/Main über. In diesem Jahr kam auch mein ältester Bruder [Walter] aus der CSR, woselbst er eine Hachschara geleitet hatte. Anfangs 1939 kam dann mein jüngerer Bruder [Adolf] aus Deutschland mit einem der letzten illegalen Transporte hier an. Von ihm als Augenzeugen erfuhr ich von den schrecklichen Gräueln, und hier entstand auch mein fester Entschluss, dass ich, wer auch immer die Waffen gegen diesen Gewaltmenschen ergreifen würde, dabei sein muss. Mein lieber Bruder war nämlich eineinhalb Jahre im Konzentrationslager Buchenwald, so sah er und spürte auch am eigenen Leibe das Treiben der Bestien und Menschenhändler. So war ich, als es im Frühjahr 1940 zum Aufruf von Freiwilligen kam, einer der ersten, der sich freiwillig meldete, um mein Möglichstes im Kampf gegen diese Menschenmörder beizutragen.

Im englischen Militär

So nahm ich Abschied im Kibbuz und meldete mich in Sarafand [?] [Libanon] zum Militär. Dort selbst wurde ich einer jüdischen Pioniergruppe zugeteilt, und wir wurden dort zwei Monate ausgebildet. Hernach wurden wir nach Kairo geschickt, dort wurden wir weitere sechs Monate ausgebildet und ich wurde zuerst hier im Lande Korporal und in Ägypten dann Sergeant. Nach unserer Ausbildungszeit wurden wir in Libyen eingesetzt. So machte ich den Vormarsch der Engländer gegen die Italiener mit. Die Eroberung von Mars Matruh, Salum, Fort Kappuzo [?], Bardia, Tobruk. Unser Kompaniechef war mehr besoffen als nüchtern, was sich später in Griechenland sehr entscheidend zu unserem Nachteil bemerkbar machen sollte. Dann plötzlich, als wir bereits auf dem Vormarsch nach Benghasi waren, bekam unsere Kompanie den Rückzugsbefehl nach Alexandria (Ägypten) zum Ausruhen. Dann genau nach 14 Tagen kam ein plötzlicher Alarmbefehl, es war im Dezember 1940. Wir hatten uns nach dem Hafen zu begeben, um dort eingeschifft zu werden. Unter uns natürlich ein Hin und Her, wohin nun? Nach Tobruk [Libyen], nach Syrien oder gar nach Abessinien? So schifften wir uns denn auf einem Kreuzer ein, es war, wie sich bald herausstellte,

die „Perth“ - ein australischer Kreuzer. Es war des Nachts, als wir uns einschifften, wir fragten die Matrosen, wohin es gehe, doch entweder wussten diese wirklich selbst nicht, wohin es ging, oder sie durften es uns nicht verraten.

Am nächsten Morgen stellten wir zwei Dinge fest, erstens, dass wir nicht allein fuhren, sondern ein ganzer Konvoi, zweitens dass wir Kurs auf Griechenland fuhren. Nun war es mit dem Rätselraten vorbei. Doch wussten wir gleich: Sollte dieser Spaziergang den Engländern nicht gelingen, säßen wir böse in der Falle, denn von dort konnte man sich schwerlich zurückziehen. [Allerdings] hatten die Engländer schon einiges gelernt von Dünkirchen, und bei uns waren genug Jungens, die diesen „Spaß“ mitgemacht hatten. Wir wussten also, was uns bevorstand, Siegen oder Fallen. An Gefangenschaft dachte keiner, denn für uns Juden wäre das schließlich dasselbe wie sterben. Doch trotz allem war die Stimmung gut und wir landeten am selben Abend noch in Piräus. Über Nacht blieben wir auf dem Schiff und in der Früh gingen wir an Land. Hier wurde uns ein Empfang zuteil, der unbeschreiblich war. Man bewarf uns mit Blumen und Konfekt und wir wurden mit einer Herzensfreude begrüßt, als ob wir bereits gesiegt hätten, und so ging es in froher Fahrt durch Athen, wahrscheinlich aus Propagandazwecken. Ganz in der Nähe Athens wurden wir in einem Zypressenwäldchen abgeladen, woselbst wir unsere Zelte aufstellten. Hier wurden wir fürs erste weiter ausgebildet, denn nun hatten wir es ja nicht mit der Wüste, sondern mit Bergen zu tun. In den ersten Monaten des Jahres 1941 erklärte Deutschland Griechenland den Krieg, und über Nacht hatte sich die Kompanie verändert. Wir wurden in drei Gruppen aufgeteilt; ich ging zur Gruppe, die nach Larissa ging.

Zuvor will ich noch erzählen, dass seit dem Moment, als die Deutschen den Krieg erklärt hatten, Piräus bombardiert wurde - und dies jeden Tag und jede Nacht. Und dass wir sehr wenige Flugzeuge hatten, die Deutschen den Himmel vollständig über Griechenland beherrschten und walten, wie sie Lust hatten. Mit der griechischen Luftwaffe war es nämlich nicht weit her, obwohl deren Besatzungen tapfer kämpften, doch was konnten diese mit ihren ... [?] Maschinen gegen solch überlegene Feinde ausrichten. Selbst Bodenartillerie war sehr wenig und wie viele Flakgeschütze hatten sie oder wir schon? Zweitens gegen Flugzeuge gibt es nur eine Waffe und das sind wieder Flugzeug. Doch da sahen wir schön aus. Außerdem bestand die berechnete Gefahr von Fallschirmjägern. Also wurden von unseren Offizieren Geheimzeichen vereinbart, da das Gerücht umging, dass die Deutschen bereits daran gingen, Fallschirmspringer in englischer Uniform, ja auch in griechischer Uniform einzusetzen (also mit einem Wort ein Drunter und Drüber).

Wir in Larissa hatten auch keinen leichten Stand, da unser griechischer Verbindungsoffizier keinen besonders guten Eindruck machte; wie auch bald unser Verdacht bestätigen sollte.

Überhaupt war alles verraten und verkauft, und dies war auch einer der wichtigsten Gründe, dass Griechenland so schnell aufgerollt wurde, denn selbst ohne Flugzeuge hätte man den Deutschen, obwohl besser ausgerüstet und an Zahl überlegen, guten Widerstand leisten können, da das Gelände bergig war und daher Panzer fast überhaupt nicht zum Einsatz kamen. Doch wie gesagt, war alles verraten, in Larissa gingen wir in die Berge mit den Australiern. Hier bauten wir gute Stellungen aus und kamen bald ins Gefecht mit den Deutschen. Hier sollten sie sich die Zähne ausbeißen, denn die Deutschen hatte nur diesen einen Pass. Doch unser griechischer Verbindungsoffizier verriet uns, wie sich herausstellte, stand er in direkter Verbindung mit seinem Morseapparat mit den Deutschen - und dies entdeckten wir durch puren Zufall. Doch der Zweck war erfüllt und nun mussten auch wir anfangen zu türmen, nun wurde es bitter ernst, der griechische Offizier wurde selbstverständlich zuvor standrechtlich erschossen. Die Kugel war zu gut für ihn.

Doch nun begannen für uns sieben Tage des Rückzugs, besser gesagt der Hatz, die ich nie vergessen werde. Zum Glück waren unter uns Jungens, die gut Griechisch sprechen konnten. Wir konnten nur des Nachts fahren, da am Tag die deutschen Bomber im Tiefflug alles beschossen und bombardierten. Am sichersten waren wir noch auf freiem Feld, da die Dörfer und Städte am Tage unter ständigen Beschuss aus der Luft lagen. Außerdem kam noch hinzu, dass unsere Fahrer - meistens Engländer - sich Mut angetrunken hatten und auf den schmalen Bergstraßen bei Nacht ohne Licht fuhren, auf der einen Seite des öfteren Hunderte Meter Abgründe, also kein Spaß. So stürzten auch viele Autos mit den Mannschaften darin ab, und die meisten Insassen kam dabei ums Leben - kein heldenhafter Tod. Wir fuhren zuerst mit dem Ziel nach Athen zurück, um uns mit unsrer ursprünglichen Kompanie zu vereinen. Nach viel Abenteuern und Mühsal kamen wir nach zwei Nächten in Athen an, doch welch ein Anblick bot sich uns da. Alles ging drunter und drüber, unsere Kompanie war bereits nicht mehr da, sie war vor zwei Tagen nach Kreta abgefahren. Wir blieben also wie Kinder ohne Mutter zurück. Ich bekam den Auftrag nach Piräus zu fahren, um über Möglichkeiten unseres Abtransportes zu verhandeln. Doch der kommandierende Militärhafenoffizier teilte mir mit, dass alle Schiffe zerstört wären, nur noch ein kleiner Rotkreuzdampfer da war, der diese Nacht nach Alexandria fahren soll, jedoch nur mit Verletzten und

Schwerverletzten an Bord. Mit dieser niederschmetternden Antwort kam ich zurück zu meinen Leuten. Wir schlossen uns einem Konvoi an, der nach Lagos fuhr, einem kleinen Hafen irgendwo. Jedoch wurde unsere Abfahrt durch Alarm verschoben, denn sofort kam Welle um Welle und bombardierte den Hafen. Uns begleitende Australier, welche in Athen schon mehrere Tage auf ihren Abtransport gewartet hatten, erzählten uns, dass in den letzten Tagen dieses Bombardement an der Regel waren. Wir lagen auf einem Hügel genau gegenüber Piräus und konnten genau alles beobachten wie auf einer Bühne. Abwehr war keine da, nur von der See hörten wir Abwehrgeschütze von englischen Kriegsschiffen, das Rotkreuzschiff wurde vollkommen zerbombt und der Großteil der Verwundeten dürfte ums Leben gekommen sein. Dass die Deutschen so barbarisch auch gegen jede Einhaltung des Kriegsrechts vorgingen, war uns nichts Neues mehr, denn wir hatten ja bereits unterwegs gesehen, wie unschuldige Kinder, Frauen und Greise von Bordwaffen einfach niedergemäht wurden.

Wir fuhren also ungefähr um 2 Uhr in der Nacht los. Schlafen hatten wir sowieso bereits verlernt. Vor der Abfahrt kam der Befehl, alle Papiere, Bilder und so weiter zu vernichten. Wir verließen Athen einen Tag vor dem Einmarsch der Deutschen. Die Bevölkerung, soweit wir ihr begegneten, war sehr nett und freundlich und mitleidig mit uns. Ein niederschmetterndes Gefühl für den Soldaten. Wir wussten, für uns ging es ums Ganze, nach sehr beschwerlicher Fahrt gelangten wir am nächsten Nachmittag in Lagos an, und hier waren wirklich einige Schiffe. Bei uns hob sich wieder der Mut, endlich aus dem Schlamassel herauszukommen. Doch sollten wir bitter enttäuscht werden, man sagte uns nämlich, es wäre kein Platz für uns.

Doch schmuggelten sich einige vor von uns trotz allem auf die Schiffe. Einigen, die Englisch sprechen konnten, gelang es auf den Schiffen zu bleiben, doch den meisten wurde einfach gesagt, es sei kein Platz für die verfluchten Palästinenser. So also sah man uns an, in der Not zeigten sich die wahren Gefühle unserer lieben Kameraden, der Engländer. Wir machten uns also zum letzten Ziel auf nach Kalamata. Die Straßen sahen fürchterlich aus - voller Bombenkrater, Leichen, Pferdekadaver und Autowracks, ständig mussten wir halten und in Deckung gehen vor den Flugzeugen, außerdem mussten wir in andere Autos steigen, da unsere Autos in Stücke gerissen wurden. Zum Schluss mussten wir unsere Autos öfters Berge hinaufschieben, da sie überlastet waren. Als wir in endlich in Kalamata ankamen, sagte man uns, dass diese Nacht Schiffe erwartet werden, die letzten und auf ihnen Platz für alle von uns wäre.

In der Nacht machten wir uns auf und stiegen die Berge hinunter. Es war ungefähr 9 Uhr, es sollte die letzte Nacht sein, die wir noch frei waren. Also wie gesagt, wir machten uns auf, es war eine vollkommen mondlose, sehr dunkle Nacht und keine Flugzeuge, ein schlechtes Zeichen, nämlich dass der Feind etwas plante, oder bereits in der Nähe war. Plötzlich kam es zur Stockung, wir waren bereits ganz in der Nähe des Meeres. Da hieß es plötzlich ‚Freiwillige vor‘. Ich mit meinen guten Kameraden trat sofort vor, in Empfang nahm uns ein junger australischer Offizier, wir waren insgesamt etwa 40 Mann zum größten Teil Palästinenser und Australier, kein einziger Engländer. Es wurde uns mitgeteilt, dass ganz in der Nähe auf einem Hügel deutsche Fallschirmjäger gelandet seien mit einer Feldkanone, die wir auch bald hören sollten. Doch zum Glück im Unglück schossen sie in eine ganz andere Richtung. Wir sollten die Kanone im Sturm nehmen und die Besatzung möglichst schonen. Also daran! Wir eroberten auch nach kurzer Zeit die Kanone und deren Besatzung (etwa 14 Mann) in kürzester Zeit. Wir hatten keine Verluste, nur zwei leicht Verwundete, darunter auch mein Freund. Der Feind hatte zwei Tote. Die übrigen nahmen wir gefangen. Welche Tragikomik! Denn am nächsten Tag sollten wir die Rollen vertauschen. Doch greife ich vor. Wir gingen also zurück zur See - es war nun ungefähr 1 Uhr Nacht geworden. Wirklich sahen wir in der Ferne die Silhouette von Schiffen. Welch eitel Freude herrschte bei uns. Also endlich hätten wir es doch geschafft. Wir mit den Gefangenen sollten nämlich gleich nach den Verwundeten an Bord kommen. Wir sahen auch ein Boot, dass in die See hinausfuhr. Um alles zu regeln auch mit unserem Code. Um zwei Uhr sahen wir plötzlich die Schiffe langsam beidrehen und verschwinden. Was war geschehen? Das sollten wir später in der Kriegsgefangenschaft erfahren. Unser Boot wurde nämlich von einem deutschen Boot gefangen genommen, so dass unser Code die Schiffe, die doch so nah waren, niemals erreichte. Unsere Schiffe wussten also nicht, mit wem sie es zu tun hatten, und wagten sich deshalb nicht näher an Land.

Denn dort konnten ja bereits die Deutschen sein. Wir wussten nun endgültig, dass wir von einer Übermacht vollkommen abgeschnitten waren. Einige flüchteten auf eigene Faust, da inzwischen der Befehl herauskam, man sei bereits mit dem Deutschen in Verhandlungen getreten. Jeder Soldat wäre frei und nicht mehr unter Befehlsgewalt seine Offiziere. Ich sagte mir, dass solch eine Flucht zu gefährlich sei, außerdem war ich durch die letzten Tage so vollkommen enttäuscht und übermüdet, dass ich einfach nicht mehr fähig war, folgerichtig zu denken, und mir alles vollkommen gleichgültig war. Ja ich war so verzweifelt, dass ich daran dachte, mich selbst erschießen,

besser als von den Deutschen zu Tode gemartert zu werden. Doch dann sagte ich mir, lieber abwarten und Tee trinken, vielleicht ist es noch nicht so schlimm, da man bereits in der Verhandlung wie uns zu Ohren kam, zugesichert habe, uns Juden vollkommen gleichberechtigt zu behandeln. Doch konnte man den Deutschen glauben? Also abwarten. Einige Kameraden hatten wirklich den Mut verloren und erschossen sich diese Nacht. Das waren - so viel mir bekannt ist - drei Jungs. Als erstes schlief ich wie ein Toter und erwachte um 7 Uhr. Dann rasierten wir uns und machten uns einigermaßen zurecht; wir hatten uns nämlich schon einige Tage nicht gewaschen und wollten nicht so zerlumpt gefangen werden. Wenn schon dann mit Ehre, nicht dass man uns Läusegesindel nennen konnte. Wie sich dann auch herausstellen sollte, machten wir auf die Deutschen mehr soldatischen Eindruck als unsere englischen Kameraden. Es hieß dann, dass um 12 Uhr die Deutschen uns in Empfang nehmen sollten. Unsere Waffen hatten wir am Meer vollkommen zerstört und die einzelnen Teile ins Meer geworfen. Das sollte wenigstens den Deutschen nicht in die Hände fallen. Außerdem wurden Sammelstellen für die Verwundeten eingerichtet. Die Waffen sollten ebenfalls an bestimmten Stellen konzentriert werden, doch hatten wir eben keine mehr.

In Kriegsgefangenschaft

Unsere Gefangene waren inzwischen wieder frei und gingen in die Stadt. Punkt 12 Uhr kamen einige Autos mit deutschen Soldaten unserer ersten Wachmannschaft. Wir gingen eine Strecke von ungefähr 40 km, hernach fuhren wir mit der Eisenbahn nach Korinth. Hier waren bereits einige tausend Kriegsgefangene aller Arten versammelt: Jugoslawen, Engländer, Australier und wir Palästinenser [So wurden damals die aus dem britischen Mandatsgebiet Palästina stammenden Soldaten, überwiegend jüdischer Herkunft, bezeichnet]. Auch Italiener waren eine ganze Menge vorhanden - frühere Kriegsgefangene der Griechen. Sie wurden nicht besonders kameradschaftlich von den Deutschen behandelt. Auch palästinensische Araber waren vorhanden, die jedoch viel besser behandelt wurden, auf diese hatten es die Deutschen besonders abgesehen, wahrscheinlich aus Propagandagründen. Ein großer Teil von ihnen meldete sich später auch freiwillig zum deutschen Militär. Es gab auch einige Araber, die sich als Juden ausgaben und bei uns blieben. Bis Korinth hatten wir von den Deutschen nichts zu essen bekommen, nicht mal Wasser. Wir bekamen von den Griechen etwas Brot und Obst zugeworfen. Die Bevölkerung war dort zumeist arm und hatte selbst nicht viel, doch gaben sie ihr letztes Stück Brot für uns. Später wurde es ihnen bei sehr strengen Strafen verboten, uns überhaupt etwas zu essen zu geben, da einige Palästinenser, die gut Griechisch konnten, auf diese Weise zivile Kleidung erhalten hatten und geflüchtet waren. Einigen gelang sogar die Flucht, wie sich später herausstellte, obwohl die Deutschen behaupteten, sie erschossen zu haben. Doch kannten wir eben damals noch nicht die Genfer Konvention. Die sanitären Verhältnisse waren fürchterlich, wie gruben uns Löcher und schliefen unterm Himmel, Wasser war nur sehr wenig vorhanden, das Essen mussten wir uns selbst kochen, obwohl fast kein Holz vorhanden war. Das Essen reichte nur für eine ungenügende Mahlzeit. Das Ergebnis war, dass alle fast ohne Ausnahme an schwerer Dysenterie [Darmentzündung] erkrankten, außerdem wurden alle verlaust. Doch war dies kein Wunder, denn für eine Flasche Wasser musste man 3-4 Stunden in Reihe stehen. Besser gesagt kriechen, weil man keine Kraft mehr hatte. In diesem Lager blieben wir sechs Wochen. Eine Möglichkeit gab es, besser ja sogar ausgiebig zu essen, und zwar wenn man sich zur Arbeit meldete, ja dann konnte man sogar Zigaretten ergattern, zumeist von den Griechen. Mit diesen Mitteln setzte dann auch ein schwunghafter Handel ein und leider ist es wahr, dass dieser Markt zum größten Teil von Juden betrieben wurde. Hier zeigte sich wieder einmal, dass uns Juden dies eben im Blute liegt.

Zwei Episoden will ich hier erzählen, die auf unsere Lage ein besonders krasses Licht werfen: Es befanden sich im Lager einige Häuser, die unbewohnt waren, und so kamen die Deutschen zu uns und sagten uns, wir dürften die Türen und Rahmen als Brandholz verwenden. Ich war damals zu krank und zu schwach, um mich beteiligen zu können, doch konnte ich gut zusehen. Kaum waren die Gefangenen drinnen, so schossen die deutschen Soldaten in die Luft und vertrieben sie. Draußen waren einige Zivilisten. Wie sich später herausstellte, nahmen deutsche Pressefotografen dieses Schauspiel auf. Ich fand auch später in Österreich deutsche Zeitungen mit diesen Bildern mit der Überschrift: ‚So benehmen sich jüdische Kriegsgefangene.‘ Obwohl - wie es der Zufall wollte - auf diesen Bildern meistens Australier zu sehen waren. So machten die Deutschen Propaganda.

Wie schon gesagt, war ich sehr krank und sehr geschwächt. Doch war es bei uns eingeteilt, dass alle Wasser zum Kochen bringen mussten, auch die Kranken. Eines Tages also, als ich wieder einmal an der Reihe war und ich mich besonders schlecht fühlte, bat ich den Hundertschaftsführer, auch einen Palästinenser, dass ich heute nicht könne, ich würde morgen dafür zweimal brin-

gen. Doch gab dieser nicht nach und zerrte mich zum deutschen Kommando. Dort saß ein deutscher Offizier und der Hundertschaftsführer beschuldigte mich. Ich gab zu meiner Verteidigung an, dass ich krank war. Kurz gesagt das Urteil lautete: Mildeste Strafe bei Befehlsverweigerung, nämlich zwei Tage Bunker. Ich wurde sofort nach dem Urteil in den Keller hinuntergestoßen von einem deutschen Soldaten. Unten angekommen bekam ich zuerst starke Prügel, dann bekam ich ein sehr schweres ungefähr 25 kg wiegendes Buch und musste Kniebeugen machen, bis ich ohnmächtig wurde. Als ich zu mir kam, dachte ich, dass es damit genug sei, doch weit gefehlt, ich wurde ein Zimmer geführt, wo bereits einige Kameraden waren, und hier musste ich Froschhüpfen. In meiner Schwäche klappte ich wieder bald zusammen. Dies alles machte ich, ohne einen Laut von mir zu geben. Jetzt zeigte sich die deutsche Mentalität, nachdem ich also derartig misshandelt wurde, sagte der deutsche Unteroffizier, dass ich ein guter Soldat wäre und ich mich sehr gut gehalten hätte. Er gab mir eine ganze Schachtel Zigaretten, einen Laib Brot, Fleisch - mit einem Wort: Noch nie hatte ich die letzte Zeit so gut gegessen. Überhaupt war dieser Unteroffizier zu mir sehr gut und dies, nachdem er mich derartig behandelt hat. Einen anderen, welcher kurz nach mir auch wegen einer Kleinigkeit ‚eingeliefert‘ wurde, schlug er halb tot, nur weil dieser schrie. Ich will hier nur erwähnen, dass der Hundertschaftsführer von meinen Kameraden gut verklopft wurde, außerdem seines Amtes, das einige Vorteile bot, enthoben wurde.

Eines Tages hieß es, dass deutsche Offiziere gekommen sein, uns zu verhören, und zwar wurde jeder einzelne herbeigerufen. Als mein Name aufgerufen wurde, trat ich ein und sagte ‚Shalom‘ - ich wollte nicht Deutsch sprechen. Zu diesem Zwecke war ein Dolmetscher vorhanden, ein Kamerad. Der Verhöroffizier war ein Hauptmann. Als ich meinen Namen nannte, sah ich gleich, dass der Offizier mich eigentümlich anstarrte. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, warum guckt mich der so komisch an. Als er mich fragen ließ, wo geboren? sagte ich in Deutschland, darauf er, ich könnte dann doch Deutsch und warum ich nicht Deutsch sprechen wolle. Ich gab hierauf zur Antwort, dass ich mich schäme die Sprache zu können. Darauf er, warum ich freiwillig zum englischen Militär gegangen bin, darauf ich mit Gegenfrage, ob er an meiner Stelle anders gehandelt hätte. Darauf hieß er den Dolmetscher hinausgehen, ich dachte, nun hat dein Stündchen geschlagen, doch nun wurde er zu meinem Erstaunen plötzlich sehr leutselig und sagte, dass er meinen Vater sehr gut kenne aus dem [Ersten] Weltkrieg und wie komisch das Schicksal öfter wäre, der Vater der beste Freund und nun der Sohn im Lager des Feindes als Kriegsgefangener; ich könne ruhig mit ihm Deutsch sprechen usw. Der Schluss war, dass er mir den Befehl gab, in der deutschen Offiziersmesse zu arbeiten, er würde dafür sorgen, dass ich besonders gut zu essen bekomme. So war es denn auch. Ja ich bekam genug, dass es auch reichlich für meine Freunde langte. Ähnliche Fälle kamen öfters vor, einen besonderen Fall will ich hier noch aufzählen: ein Kamerad, den ich gut kannte, Teilnehmer im Ersten Weltkrieg, wurde eines Tages in die Kommandantur gerufen, dort wurde er von einem deutschen Offizier umarmt. Es war dies ein ehemaliger Kriegskamerad und sehr guter Freund.

Was die Behandlung betrifft, die uns die Deutschen angedeihen ließen, so waren wir zum ersten Mal mit den Engländern gleichberechtigt, so komisch das auch klingen mag, wir wurden lediglich nach Herkunftsländern gruppiert, da waren bei uns auch viele Engländer. Sie fühlten sich bei uns wahrscheinlich wohler als bei ihresgleichen. Bei uns gingen jeden Tag die wildesten und unwahrscheinlichsten Gerüchte um, nämlich dass die Engländer landen würden und wir bald wieder frei sein würden und dergleichen Gerüchten mehr, so genannte Kriegsgefangenensprüche. Jedoch der Wirklichkeit entsprechend sahen wir tagtäglich große Gruppen von Flugzeugen Welle auf Welle gen Kreta fliegen. Wir zählten so beim Hin- und Rückflug und konnten feststellen, dass sie merkbare Verluste erlitten. Nun verschlechterte sich das miserable Essen noch viel merklicher, die Deutschen verbreiteten auch die Nachricht, dass die Engländer den Deutschen die Augen ausstechen, Hände abschlagen und dergleichen mehr. Später erfuhren wir, dass dies wirklich häufig vorgekommen war, jedoch nicht von den Engländern verübt wurde, sondern von den Kretanern.

Endlich war es soweit, wir verließen Korinth. Wir mussten etwa 80 km marschieren, da die Eisenbahnstrecke noch zerstört war, dann wurden wir in Viehwaggons zu je 50 Mann gesteckt und fuhren nach Saloniki, dort kamen wir in ein geordnetes Lager in Baracken doch ohne Bettgestelle, nur faulesäcke waren vorhanden. Hier war das Essen etwas besser, dagegen die Behandlung viel ärger. Wir verblieben dort etwa vier Wochen, dann ging es auf nach Österreich. Wir bekamen Rationen für drei Tage, waren jedoch sechs Tage unterwegs. Diese Reise war schrecklich, ja katastrophal. Wir wurden in vergitterten Waggons fast ohne Luft - Kranke und Gesunde zusammen - 60 Mann hoch in einem Waggon eingesperrt. Die ersten zwei Tage ließ man uns noch raus, um uns zu entleeren. Doch da auf dieser Reise verhältnismäßig viele flüchteten, durften wir überhaupt nicht mehr raus, dies war schrecklich, ja es gab mehrere Todesfälle. Nach den ersten zwei Tagen sagte uns die Wachmannschaft, die wütend war der vielen Flüchtigen wegen, dass, sollte aus un-

serem Waggon noch jemand entfliehen, wir alle erschossen würden. In Belgrad stellte sich dann heraus, dass in einem Nachbarwagon trotzdem drei Mann abgehauen waren. Sie hatten nämlich Werkzeuge und hatten ein Loch in den Boden gemacht, von wo sie sich bei Biegungen, wo der Zug sehr langsam fahren musste, herausfallen ließen. Wir hörten nun plötzlich nach der Zählung, die jeden Tag vorgenommen wurde, wüstes Geschrei und Geheul. Wir, d.h. die das Guckloch erreichen konnten, sagten, dass man die Gefangenen sehr wüst einen nach dem anderen mit dicken Stöcken schlagen würde. Wir flugs stopften uns schnell mit allem nur möglichen Zeug rückwärts aus, es ging nämlich das Gerücht, dass es nun allen so ergehen sollte, und wirklich schon wurde auch unser Waggon geöffnet. Nun ging es uns genauso, doch waren wir der zweite und letzte Wagen, der so behandelt wurde. Es kam nämlich jugoslawisches Rotes Kreuz und protestierte gegen solche unmenschliche Behandlung und hatte anscheinend auch Erfolg. Wir bekamen hier auch etwas zu essen, doch so wenig, dass wir erst spürten, wie hungrig wir waren. Nach etwa sechs Stunden Aufenthalt ging die Fahrt weiter.

So erreichten wir nach sechs Tagen vollkommen erschöpft, verlaust, mehr tot als lebendig Wolfsberg, unser Stammlager. Hier war alles, die wir doch viel Schlechteres gewohnt waren, herrlich eingerichtet, freundliche Behandlung (Österreicher) gutes Essen, reichlich und schmackhaft. Doch wir waren derartig ausgehungert, dass wir uns auf rohe Kartoffeln wie auf ein Festessen stürzten den Feuer war uns auf Strengste verboten anzuzünden. Auch wurden wir entlaust und bekamen französische Uniformen mit einem aufgemalten KG (Kriegsgefangener) auf den Rücken.

Zigaretten bekamen wir immer einige von den Franzosen. Die Franzosen waren überhaupt recht nett zu uns, doch von einem waren sie felsenfest überzeugt, nämlich dass die Deutschen den Krieg gewinnen würden. Über dieses Thema wurde viel diskutiert, denn wir waren der entgegengesetzten Meinung, überhaupt da zu dieser Zeit Deutschland den Krieg an Russland erklärte. Die Deutschen natürlich erklärten, in einigen Wochen Russland erledigt zu haben. Hierin sollten Sie sich Gott sei Dank bitter täuschen. Ich meldete mich zum Arbeitskommando, da es dort am leichtesten war, zu flüchten, denn dort schon beschäftigte mich nichts mehr als Pläne zu Flucht. Wir waren jedoch nur vier Wochen auf diesem Kommando, wo wir es nebenbei sehr gut hatten, niemals sollte es mir in Kriegsgefangenschaft besser gehen. Wir bekamen die Order, zurückzufahren ins Stammlager. Wir wussten nicht, was passiert war. Vielleicht durften Juden überhaupt nicht mehr auf Arbeitskommando, da diese zum größten Teil die Landessprache gut konnten, daher die Fluchtmöglichkeiten leichter waren. Wir ergingen uns in allen möglichen Vermutungen, denen jedoch, als wir in Wolfsberg ankamen, bald ein Ende gesetzt wurde, hier hieß es nämlich, dass nur wir Juden nach Lamsdorf/Oberschlesien gebracht werden sollten, d.h. Arbeit in Kohlengruben.- außerdem für mich viel geringere Fluchtmöglichkeiten. [In Lamsdorf befand sich eines der größten Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht].

Wir wurden nun wieder auf die Bahn gesetzt, dort wurden wir diesmal zu je 40 Mann pro Waggon verfrachtet. Auch bekamen wir etwas mehr Essen mit. Außerdem hatten wir noch verschiedenes vom Arbeitskommando mit uns. Wir hatten nun Muße, uns Deutschland anzusehen. Doch sahen wir nicht viel von der Bevölkerung. Außerdem durften sie nicht bei strengen Strafen mit uns reden. In großen Städten bekamen wir vom Deutschen Roten Kreuz hier und da warmen Kaffee, außerdem wurde uns gestattet, bei längerem Aufenthalt in Gruppen von 5-10 Mann auszutreten. So kamen wir nach ungefähr vier Tagen in Lamsdorf an. Ich sah auf dieser Fahrt einige schöne Städte, die ich einige Jahre später vollkommen zerstört wieder sehen sollte. Doch greife ich wieder einmal vor. In Lamsdorf angekommen wurden wir in Baracken eingeteilt. Welch ein riesiges Lager war das doch. Hier waren Polen, Griechen, Jugoslawen, Engländer, Franzosen, Belgier, Holländer - ja aus all den eroberten Gebieten waren hier Kriegsgefangene - etwa 20.000 Mann. Jedoch alle in eigenen voneinander wieder mit Stacheldraht abgeteilten Lagern. Hier gab es auch Hunde und mit Strom geladene Stacheldrähte. Wir unterstanden dem englischen von der deutschen Wehrmacht ernannten Lagerkommandanten. Von ihm erfuhr ich auch, dass jeder englische Kriegsgefangene jede Woche ein Paket und 50 Zigaretten erhalte, die durch das Internationale Rote Kreuz von England und Kanada auch später von Amerika zur Verteilung kämen. Die Deutschen weigerten sich erst, auch uns diese Pakete zu verteilen, doch nach langem Verhandeln wurden wir als gleichberechtigt angesehen und bekamen diese Pakete, so dass wir nun keinen Hunger mehr leiden mussten, ja geradezu alles im Überfluss hatten. Mit dem ersten Arbeitskommando verließ ich das Stammlager mit einer Gruppe von 40 Mann nach Jakobswalde (Waldarbeiten). Hier will ich noch beifügen, dass ich ganz am Anfang meiner Kriegsgefangenschaft meine Rangabzeichen abgenommen hatte, um mit meinen Freunden beisammen sein zu können. Denn vom Korporal aufwärts wurden alle wieder in eigene Gruppen, sogenannte N.C.O.-Gruppen eingeteilt. Außerdem hatte ich schon in Österreich festgestellt, dass N.C.O.'s nur mit Schwierigkeiten zu Arbeitskommandos zugelassen wurden, doch später gingen auch geschlossene N.C.O.-Gruppen freiwillig zur

Arbeit, denn zwingen wie die Mannschaften konnte man sie nicht. Dies gehörte zu den Gesetzen der Genfer Konvention: Ein einfacher Soldat musste arbeiten und konnte sogar dazu gezwungen werden. In Jakobswalde war ich nur kurze Zeit. Ich kam dann nach Oppenhof-Stettin. Dort arbeiteten wir bei der Reichsbahndirektion. Die Arbeit in der Kriegsgefangenschaft war zum größten Teil nicht sehr schwer. Wir mussten ungefähr 8-10 Stunden arbeiten, doch meistens arbeiteten wir Akkord und waren nach 3-4 Stunden fertig. In der Freizeit konnte man lernen, so man den Kopf dazu hatte. Meistens wurde Karten gespielt, wir hatten auch eine Kapelle sowie auch ein Theater. Von diesem Kommando flüchtete ich das erste Mal, ich wusste wohl im Voraus, dass mir diese Flucht nicht gelingen sollte. Ich flüchtete hauptsächlich der Information wegen. Hier machte ich die Erfahrung, dass ohne Verbindung zu Untergrundgruppen es ziemlich aussichtslos war, durchzukommen, denn diese hatten alle Möglichkeiten, nämlich gute Ausweispapiere und genau vorgezeichnete Wege, und diese wurden immer wieder geändert. Ich wurde auf dieser Flucht bereits nach vier Tagen wieder gefangen. Ich bekam sieben Tage Bunker im Lamsdorf, das war nicht schlimm, im Gegenteil die deutschen Mannschaften waren zum größten Teil leicht bestechlich und für Zigaretten oder Schokolade konnte man viel erreichen. Kurz danach wurde ich wieder auf Arbeitskommando geschickt einmal nach Beuthen. Auch dort arbeiteten wir bei der Bahn und später in der Kohlengrube, dort war die Arbeit schon schwerer. Doch da wir durch die Pakete gut zu essen hatten, auch weiter nicht schlimm. Das Essen, das wir von den Deutschen bekamen, war recht schlecht. Wir hatten ein Abkommen mit unserem Wachkommando, dass der größte Teil unseres Essens ins Konzentrationslager für die Juden geschickt wurde. Dieses Abkommen wurde mit Zigaretten jede Woche bezahlt. Auch viele englische Kommandos schickten ihr Essen dorthin, doch half dies wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Doch was wir in dieser Hinsicht tun konnten, versuchten wir.

An einen Fall kann ich mich gut erinnern. Es arbeiteten ganz in unserer Nähe Juden, und eines Tages sahen wir, wie ein SS-Mann einen Juden, der mit Mühe einen Schubkarren schieben musste und dabei vor Schwäche hinfiel, getreten und geschlagen hat. Von uns sprang ein Kamerad hin und verhaute diesen SS Mann fürchterlich, so brach er ihm zwei Rippen, außerdem verlor er ein paar Zähne. Wir wurden sofort heimgeschickt. Am nächsten Tag war eine Untersuchung, bei welcher unser Wachposten aussagte, dass er gerade woanders war und gar nicht wusste, wer geschlagen hatte, dies sagte er aus, obwohl er alles genau gesehen hatte, doch sich überhaupt nicht eingemischt hatte. Wir alle bekamen eine kleine Kollektivstrafe, das war alles. So war es inzwischen 1942 geworden, die Deutschen waren auf dem Gipfel ihre Erfolge angekommen. Wie zitterten wir alle, als wir von den Erfolgen General Rommels in Libyen lasen. Die Deutschen natürlich erzählten uns immer wieder, dass nun bald alles besiegt sei und wir bald nach zu Hause fahren könnten. Wir wussten es jedoch besser, wir hatten nämlich einen geheimen Radioapparat, der in Einzelteilen ins Lager geschmuggelt worden war. Die Deutschen wussten genau, dass wir Radio hatten, doch blieben alle ihre Suchaktionen erfolglos. Dies ging soweit, dass uns unsere eigenen Wachposten täglich nach Neuigkeiten fragten - wir fügten natürlich noch Dinge hinzu. Mitte 1942 kam ich dann mit meiner Gruppe nach Ja.. (Polen) bei Krakau. Dort arbeiteten wir ebenfalls in Kohlengruben. Dies war nämlich die Politik der Deutschen, dass wir nämlich nicht an einem Platz warm werden sollten. In Beuthen waren nämlich etwa 25-30 Mann im Laufe eines dreiviertel Jahres entlaufen, die jedoch zum größten Teil wieder gefangen wurden, zwei wurden auch auf der Flucht erschossen und wie eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes feststellte - aus nächster Nähe. Die ganze Sache wurde rapportiert, der Lagerkommandant, der selbst der Mörder war, wurde an die Front strafversetzt - so sagte man uns zumindest.

Gleich danach kamen wir nach Jaworchno [Es handelt sich wahrscheinlich um Jaworzno!] Ich hatte inzwischen Erfahrungen gesammelt. Das Flüchten an sich war nicht schwer. Was große Schwierigkeiten machte, das war das Weiterkommen. Dazu musste man Verbindungen haben. In der Kohlengrube arbeiteten wir schichtweise. Bei der Ein- und Ausfahrt wurde von den P.... (? S. 21) abgenommen und abgezählt. In der Kohlengruppe waren wir sozusagen frei, wir unterstanden nur dem Oberhauer oder Steiger, der uns die Arbeit zuwies, meistens dieselben Arbeitsplätze. Die Gruppen setzten sich wie folgt zusammen: Ein Hauer, der zumeist Volksdeutscher war, zwei Polen und ein oder zwei Kriegsgefangene. In woselbst ich immer mit denselben Leuten zusammenarbeitete, setzte sich meine Gruppe folgend zusammen: 1 Hauer (Pole), 2 Zivilisten und ich. Mit dieser Gruppe arbeitete ich an meiner zweiten und endgültigen Flucht, anfangs 1943. Ihr Verhältnis zu mir war die ersten Wochen zurückhaltend, ja vorsichtig, bis sie langsam auftauten. Mit einem Polen namens Grischa (?), früher Student in Krakau freundete ich mich besonders an, und er erzählte mir im Lauf der Zeit immer mehr., So wusste ich nach 4 Monaten, dass er einer Untergrundbewegung angehörte. Hier sah ich die einzige Möglichkeit zur Flucht, den Schlüssel zur Freiheit. So erfuhr ich, dass er anfangs 1943 mit wichtigen Informationen zu den Russen ging, und

ich fragte ihn natürlich gleich, ob er mich mitnehmen könnte. Nach Anfrage bei seinen Auftraggebern wurde seine Bitte gewährt, wir besprachen nun aufs Genaueste unseren Flugplan d.h. meinen Flugplan, denn Grischa kannte seinen haargenau. Wie war es zu ermöglichen, dass alles klappte und unsere Flucht nicht gleich entdeckt werden würde, denn nach 3-4 Stunden - so erklärte er mir - wären wir so ziemlich in Sicherheit, die Deutschen standen damals bei Warschau. Wir hatten aber einen ganz schönen Weg vor uns, außerdem ging es durch die Front - also sehr gefährlich.

Meine Flucht

In der Kohlengrube hatten wir einen eigenen Wasch- und Umziehraum, der von dem der Zivilisten abgetrennt war. An dem Tag, an dem wir, ich und Grischa, unsere Flucht festgesetzt hatten, hatten wir natürlich alles aufs Genaueste vorbereitet. Unser Plan war folgender: Wir Kriegsgefangene führen nämlich immer 2-3 Stunden später aus als die Zivilisten, ich sollte also Angezogen wie die polnischen Arbeiter mit ihnen ausfahren und sollte an einem bestimmten Haken im Waschraum alles vorfinden, nämlich einen Rucksack mit Lebensmitteln und einen Anzug im Rucksack, außerdem noch eine Uniform. Grischa sollte ich an einem vorbestimmten Platz dann treffen. Ich handelte also genau nach diesem Plan, und es klappte auch alles vorzüglich. Ich traf mich auch mit Grischa dann an dem festgesetzten Ort. Wir gingen gleich in eine nahe gelegene Ortschaft, dort zog ich mich bei Bekannten von ihm nochmals um, ich zog nämlich die Uniform unter dem Zivilanzug an. Erstens weil es sehr kalt war, ferner weil ich ihn später bei den Russen noch brauchen sollte. So zogen wir also los, wir sprachen unter uns auf der Flucht nur das Nötigste, es ging nämlich durch polnisches Gebiet und ich konnte doch nur sehr wenig Polnisch. Unterwegs wurden wir einige Male angehalten, doch waren unsere Papiere vorzüglich. Wir hatten nämlich Arbeitsausweispapiere und kamen vom Urlaub zurück. Wir fuhren mit einem Auto und ich hatte den Eindruck, dass der Fahrer genau wusste, um was es ging, also auch dem Untergrund angehörte. Wir kamen an dem festgesetzten Ort an. Hier bekamen wir Uniformen der deutschen Wehrmacht mit Ausweispapieren, ferner bekamen wir nun eine genau festgelegte Route. Ferner bekamen wir genaue Informationen über den Truppenteil, den wir quasi angehörten. Wir machten uns nun auf und weiter ging es immer zu Fuß, ja wir hatten die Frechheit Militärautos anzuhalten, so ging es schneller vorwärts, wir hatten zu den Russen jetzt nur noch etwa 40 km. Doch sollten diese 40 km uns drei Tage zu schaffen machen, und das war am gefährlichsten, denn nun waren wir im Frontabschnitt. Da war es alles andere als gemütlich. Es ging unter den Soldaten das Gerücht, dass die Russen bereits wieder eine Offensive gestartet hatten, und wirklich war es sehr ungemütlich, denn von allen Seiten war ein Krachen von Geschützen, Kartuschen und weiter vorne von Haubitzen, Schrapnellen in einer Menge, die fürchterlich nervös machte. Ich fragte mich sehr oft, ob es uns überhaupt gelingen sollte, aus dieser Hölle herauszukommen. Außerdem waren wir nun im Sektor unserer Division angekommen, und die Gefahr war doppelt groß. Die letzte Nacht sollte für mich unvergesslich bleiben. Wir machten uns in der Nacht auf, wir hatten einen Wald zu durchqueren, von dem wir wussten, dort befinden sich Panzer der Waffen-SS. Wir fingen nun an, sehr vorsichtig vorwärts zu kriechen. Wir hörten alle möglichen Geräusche, außerdem gab es ständig Leuchtraketen, die auf Sekunden alles taghell erleuchteten. Außerdem lagen hier überall Tote herum, meistens Deutsche und Russen. Wir schlichen schon sehr langsam immer weiter voran, plötzlich hörten wir einen leisen Ausruf auf Deutsch. Doch nun gab es für uns kein Halten mehr. Man schoss auf uns, wir liefen und fielen etwa weitere 20 m. Hier war der Teufel los, man schoss nun von beiden Seiten. Es war fürchterlich. Plötzlich hörten wir russische Worte. Grischa antwortete ebenfalls sehr schnell. Er gab mir ein Zeichen, dass ich liegen bleiben sollte. Er rutschte etwas vorwärts und nun sah ich ihn bereits nicht mehr. Dies dauerte ungefähr 5 Minuten. Mich dünkte diese Zeit ewig lange. Ich lag an einem Baum angelehnt und rührte mich nicht. Plötzlich ... (?) ich hörte plötzlich ein Wort neben mir ... Vor Aufregung hörte und verstand ich nichts, da hörte ich wieder noch leiser ‚Tawaretsch‘, ich wusste bereits, dass dies Russisch ist und Kamerad heißt. Ich antwortete ebenfalls sofort Tawaretsch. Er gab mir ein Zeichen, nun kroch ich weiter in der mir angegebenen Richtung, da wurde ich auf einmal von hinten gezogen und fiel in einen Laufgraben, es war Grischa. Hier waren mehrere Russen. Ich in meiner Freude und aufgewühlt wie ich war küsste alle und war halb toll. Doch schnell kam ich wieder zu mir und wir gingen, d.h. wir wurden von einem Soldaten geführt, der uns an seine Befehlsstelle weitergab. Grischa hatte einen Ausweis, der immer alle Türen sofort öffnete. Wir wurden weitergeführt, bis wir zu einer höheren Kommandostelle kamen. Hier sprach Grischa mit einem höheren Offizier, ich sollte erfahren, dass dies ein Oberst war. Ich war nun vor Freude außer mir, endlich wieder Mensch, frei. Trotz aller Erschöpfung war

ich vollkommen munter, ich hatte vorher nämlich Wodka bekommen, dies mag auch dazu beigetragen haben. Ich wurde auf einmal in gutem Deutsch von eben diesem Oberst angesprochen. Er gab mir die Hand und beglückwünschte mich. Er wollte alles wissen aus der Kriegsgefangenschaft, auch ob ich wisse, wie die Russen behandelt würden. Ich gab ihm Auskunft über alles, soweit ich eben selbst wusste. Man brachte in der Zwischenzeit Essen und Tabak und Zigarettenpapier. Ich sollte bald feststellen, dass die Russen fertige Zigaretten nicht lieben. Ich zog nun meine deutsche Uniform aus, und nun fühlte ich mich erst richtig frei. Wir gingen nun in sein Büro, dort bekam ich Ausweispapiere. Außerdem machte der Oberst Meldung über mich. Grischa kam nun, um sich zu verabschieden. Er musste diese Nacht noch weiter. Wir nahmen Abschied, wir wussten für immer. Ich dankte ihm nochmals aufs Herzlichste für alles.

Ich war nur todmüde und bekam ein Zimmer zugewiesen. Ich schlief nun wie ein Toter. Als ich endlich aufwachte, sagte man mir, besser gesagt, man gab mir ein Zeichen mitzukommen. Ich stand bald darauf dem Oberst wieder gegenüber. Er gab mir die Hand, war überhaupt immer recht herzlich zu mir. Er sagte, ich müsse nun einige Tage abwarten, bis er weitere Befehle für mich bekäme. Ich könne machen, was ich wolle, soll jedoch nicht allzu weit gehen, da man meine Uniform nicht kenne und ich leicht für einen Deutschen gehalten werden könne. Außerdem - falls ich etwas brauchen sollte, dass ich mich immer an ihn wenden könne. Er gab mir nun auch einen Dolmetscher, dies war der erste Jude von den vielen, die ich in der russischen Armee treffen sollte.

In der russischen Armee

Ich erkundigte mich bei meinem Dolmetscher, der mit mir Jiddisch sprach, über die Verhältnisse in der Armee. Er sagte mir unter anderem, dass es viele Juden in hohen Offiziersstellen gäbe, die jedoch nicht zugäben, dass sie Juden seien. Auch erzählte er mir, dass es in der Armee fast überhaupt keinen Antisemitismus gebe, jedoch in letzter Zeit die Polen den Antisemitismus in die Armee brächten. Er arbeitete im Zivilleben als Schlosser in einer Fabrik in Kiew. Er erkundigte sich viel über den Zionismus und überhaupt über die Verhältnisse in Palästina. Er war bereits zweimal verwundet und war im Stabsquartier als Dolmetscher für deutsche Kriegsgefangene zugeteilt. Er erzählte mir auch, dass er glaube, dass der Oberst Jude sei, es jedoch nicht genau wisse. Ich konnte mich nicht beklagen und bekam dieselbe Behandlung wie ein russischer Offizier, ich verblieb etwa 14 Tage im Stabsquartier und war erstaunt, mit welcher Präzision gehandelt wurde. Es gab keinen überflüssigen ... (S. 26) . Die meisten waren verwundete Frontsoldaten. Den Frontverkehrsdienst versahen Frauen. Überhaupt bestand die Militärpolizei zum größten Teil aus Frauen. Es gab auch Frauen in der vordersten Frontlinie. Auch war ich erstaunt über die Organisation der russischen Armee, es klappte immer alles vorzüglich und ich sollte später selbst sehen, wie schnell immer die Verbindung mit dem Frontquartier an der vordersten Front hergestellt wurde. Das Essen war sehr gut, die Feldlazarette waren sehr gut eingerichtet und die Schwerverletzten - soweit transportfähig - wurden immer sofort weiter nach hinten verbracht. Ich sollte mich auch bald davon überzeugen, dass der Frontgeist ein ganz anderer war, als ich ihn gewöhnt waren. Schon das Verhältnis von den Offizieren zu den Mannschaften war ein ganz anderes. Außerdem ist der russische Soldat viel zäher als sein englischer Kamerad. Die Ausrüstung war sehr gut, wenn auch nach außen hin nicht so schön, doch zweckdienlich. Ich war erstaunt über die vielen Medaillen bei den Soldaten - öfter auf beiden Seiten der Brust. Hier sah ich auch zum ersten Mal russische Flugzeuge öfters in mehreren Staffeln, doch waren diese zum größten Teil nur über der Front hin tätig. Ich war etwa vier Wochen im Stabsquartier, als ich den Befehl bekam, an die Front zu gehen. Es wurde mir ein Korporal mitgegeben, der etwas Deutsch sprach, so dass ich mich verständigen konnte.

Es war ungefähr Mitte April 1943 - die Zeit, als die großen russischen Offensiven gestartet wurden. Ich war etwa eineinhalb Monate an der Front, als wir, d.h. unsere Division, der ich zugeteilt war, abgelöst wurde und wir rückversetzt wurden. Ich bekam den Befehl, ins Stabshauptquartier zu kommen. Dort teilte mir der Oberst mit, dass ich in eine Panzerdivision käme. Es war dies zur Zeit, als bereits Polen erobert war. Es setzte nun die Offensive gegen Oberschlesien ein [Das kann doch nicht 1943 sein, 1944?]. Ich meldete mich beim Brigadegeneral der Panzerdivision und wurde als Dolmetscher eingesetzt. Ich erinnere mich noch genau an die gefangenen Offiziere, die von mir verhört wurden, die erstaunt über meine englische Uniform waren. Ich traf auch hier in dieser Division viele Juden. Doch wie war ich erstaunt, als ich eines Tages zum Brigadegeneral gerufen wurde und sich herausstellte, dass dies eine Frau war. Und noch mehr war ich erstaunt in reinstem Ivrit angesprochen zu werden. Sie wusste nämlich genau über mich Bescheid und dass ich von Palästina war. Es stellte sich heraus, dass sie das hebräische Gymnasium in Bialystok (Polen)

abgeschlossen hatte, daher ihre vorzüglichen Ivritkenntnisse. Sie war selbstverständlich Jüdin. Ich war in dieser Division bis etwa August 1943.

Ich will nun noch über eine Episode berichten, die mir unvergesslich blieb. Es war in der Nähe von Auschwitz, dort nahmen wir eine größere Gruppe SS-Mannschaften und Offiziere gefangen [Anmerkung: doch nicht 1943!]. Der Kommandant gab Befehl, alle zusammengebunden auf die Straße zu legen. Man fuhr mit den Panzern einfach über sie hinweg. Überhaupt wurde mit SS-Mannschaften so gehandelt, sie wurden nie gefangengenommen, sondern niedergemacht. Im Gegensatz zur Wehrmacht. Solche Kriegsgefangenen wurden viel besser behandelt als russische Gefangene bei den Deutschen. Meine Kommandantin teilte mir mit, dass ich die Front nun verlassen müsse, da nun genaue Befehle von England da waren, dass Angehörige der englischen Armee nicht an der russischen Front eingesetzt werden dürfen und ich abwarten müsse, bis man mich nach Hause schicken würde. Ich verabschiedete mich nun und war sehr erstaunt, als mir Darja, so hieß die Kommandantin, sagte, sie würde gerne mit mir tauschen, dies sagte mir nämlich sehr vieles. Ich bat nun um einen Pass, der mir genügend Bewegungsfreiheit gäbe, da ich mir als erstes zur Aufgabe machte, mit den von den Russen befreiten Juden zusammenzukommen. So traf ich auch größere Gruppen von den lebend gebliebenen Juden in Gleiwitz, Tschenstochau und Krakau. Hier verging mir auch bald Hören und Sehen von den Gräueln, die man ihnen angetan hatte. Die meisten wollten nach Palästina und nach Amerika. Doch waren auch viele, welche in Russland bleiben wollten. Viele hatten auch Angehörige in Palästina und gaben mir Briefe mit. Ich war auch in Auschwitz und noch in einem anderen sehr berühmten ehemaligen Konzentrationslager Majdanek. Dort verging mir Sehen und Hören, es muss schrecklich gewesen sein.. Ich sah dort Gaskammern und Verbrennungsöfen, in welchen Hunderttausende ihr Leben ließen. Es war nun Ende 1943 geworden, und die Russen kämpften bereits auf deutschem Boden. [Das kann nicht vor Anfang 1945 gewesen sein !]. Ich fuhr nun mit dem Ziel nach Moskau, um dort den englischen Konsul zu sprechen, wie ich nun endlich nach Hause käme. Nach vielen Kreuzfahrten gelangte ich dort endlich an und bekam dort Bescheid, dass in Polen ein Transport von befreiten englischen Kriegsgefangenen nach Odessa ging und von dort per Schiff via Dardanellen nach Ägypten gebracht würde.

Ich machte mich also auf nach Odessa. Dort erfuhr ich dann auch, dass in 14 Tagen ein großer Transport erwartet würde. Es war nun bereits anfangs 1944 [!]. In Odessa, das ziemlich ganz geblieben war, traf ich auch Juden, doch wie viele waren von der einst so großen und blühenden Gemeinde übrig geblieben. Endlich traf der erwartete Transport ein, und hier traf ich nach langer Zeit wieder Palästinenser, eine Gruppe von etwa 30 Mann. Ich traf unter ihnen auch welche, die ich noch vom Arbeitskommando her kannte. Diese glaubten mich längst tot, da seinerzeit als ich floh, der Lagerkommandant das Gerücht verbreitete, dass ich erschossen worden sei. Hier erfuhr ich auch, dass es gelang, meine Flucht bis zum nächsten Tag zu verheimlichen. Nun bekam ich nach langer Zeit wieder englische Offiziere zu sehen, doch hatte ich den Eindruck, dass sie sich in der Gefangenschaft nicht zu ihren Gunsten verändert hatten. Wir wurden nun auf ein amerikanisches Schiff gebracht, auf welchem von den Amerikanern befreite Russen nach Odessa gekommen waren. Wir wurden wunderbar behandelt und bekamen erstklassiges Essen, wie ich es schon lange nicht mehr gewohnt war. Nach etwa sechstägiger Fahrt kamen wir in Port Said an. Hier kamen wir zuerst in eine Basis, wo man uns drei lange Wochen behielt - so nah der Heimat. Wir waren sehr empört, nach fast fünfjähriger Abwesenheit [Auch dies spräche für das Jahr 1945, denn Isidor Kurzweil war nach eigenen Angaben im Frühjahr 1940 in die britische Armee eingetreten.] wollten wir endlich heim. Und unsere Ungeduld war natürlich sehr groß.

Endlich war es soweit. Es ging heim. Über unsere Freunde und den Empfang will ich hier nicht viel berichten, endlich waren wir wieder daheim. Ich fuhr als erstes zu meinem Bruder. Dort erfuhr ich, dass meine lieben Eltern in Theresienstadt an Hunger gestorben waren, von meinem jüngsten Bruder wussten wir gar nichts. Ich hatte mich in Polen schon nach ihm erkundigt, doch niemand getroffen, der mit ihm zusammen gewesen war.

Im Jahre 1946 wurde ich dann im Frühjahr aus dem englischen Militär entlassen.

[Die Ungereimtheiten hinsichtlich der Zeitangaben ließen sich leider nicht klären!]